

INHALT

Irene Dingel und Johannes Paulmann Vorwort	10
Corine Defrance und Ulrich Pfeil Ein Nationalist auf dem Weg zur Völkerverständigung? Fritz Kern und die Universalgeschichte	12
Dominik Burkard »Entweder wird Europa wieder christlich werden, oder es wird überhaupt nicht mehr sein«. Joseph Lortz und das christliche Abendland	48
Heinz Duchhardt Ein Meister des Spagats. Die Metamorphosen des Martin Göhring	90
Christof Dipper »Unsere Zukunft hängt davon ab, daß wir nicht in Unkenntnis der Vergangenheit die Zukunft versuchen«. Karl Otmar Freiherr von Aretin und die selbsterlebte Geschichte	110
Wolf-Friedrich Schäufele »Alle Beschäftigung mit der Vergangenheit dient ja dazu, uns selbst zur Tat aufzurufen«. Peter Meinhold und die Ökumene	138
Claus Arnold Vom »amour pur« zum »Vater im Glauben«. Peter Manns zwischen Fénelon und Luther	160
Traudel Himmighöfer »Historische Rückschau – ein Versuch, ein Stück von uns selbst zu verstehen«. Gustav Adolf Benrath zwischen Kurpfalz und Europa	174
Irene Dingel Christentumsgeschichte Europas – überkonfessionell und international. Gerhard May zwischen Patristik und Früher Neuzeit	192
Interview geführt von Joachim Berger Europa im Rückspiegel. Erinnerungen von Heinz Duchhardt	206
Amtszeiten der Direktorin und der Direktoren	219
Autoren- und Herausgeberverzeichnis	220
Personenregister	221

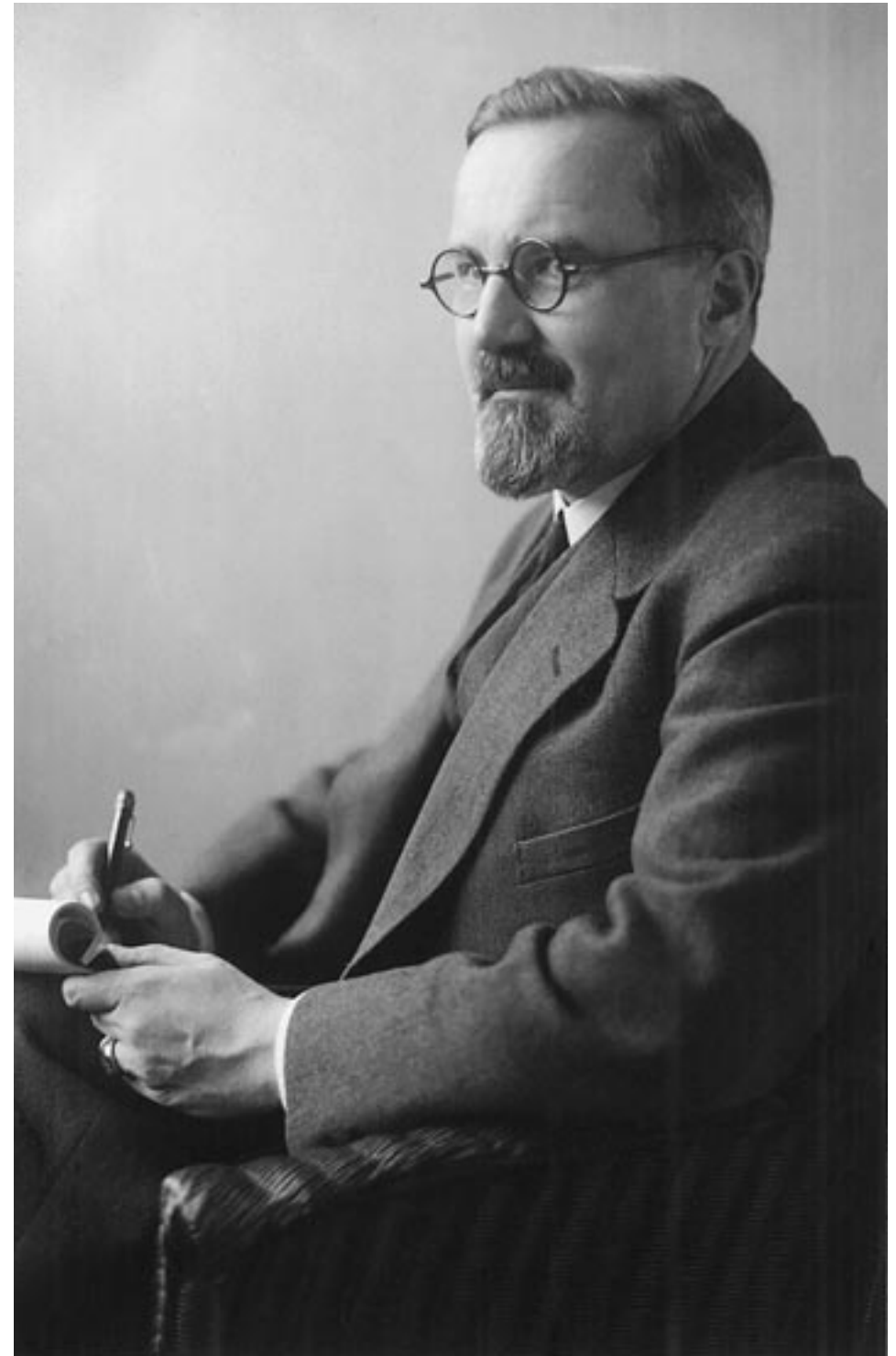
EIN NATIONALIST AUF DEM WEG ZUR VÖLKERVERSTÄNDIGUNG?

FRITZ KERN UND DIE UNIVERSALGESCHICHTE

Corine Defrance und Ulrich Pfeil

»Das Mainzer Institut wird der Triumph meines ganzen Lebens sein, das ich der Wissenschaft und der Tätigkeit für die Wissenschaft gewidmet habe [...] Es wird das erste Zentrum in Deutschland sein, das jemals für das Studium der Universalgeschichte existiert hat, und sein Ziel soll es sein, mit wissenschaftlichen Mitteln dazu beizutragen, eine solide Brücke über den Abgrund der nationalen und nationalistischen Vorurteile zu bauen und eine echte europäische Gemeinschaft zu schaffen, die in vollem Sinne dieses Namens würdig ist«¹.

Mit diesen Worten gab der belgische Historiker Henri Grégoire in seinem Nachruf die Ziele wieder, die Fritz Kern, der Gründungsvater des Instituts für Europäische Geschichte in Mainz, mit dieser Neugründung verfolgte. Kern selbst sollte die Einweihung nicht mehr erleben, denn er verstarb am 21. Mai 1950 nach längerer Krankheit. Dass er sich der europäischen Sache und gerade auch der deutsch-französischen Verständigung nach 1945 verschrieb, war bei einem Blick auf seinen persönlichen und wissenschaftlichen Lebenslauf keine Selbstverständlichkeit, gehörte er doch bis Mitte der 1920er Jahre zu jenen Vertretern seines Faches, die mit ihren historischen Schriften und ihren Tätigkeiten an der Schnittstelle von Wissenschaft und Politik Nationalismen auf deutscher Seite schürten. Seine Biographie ist nicht bruchlos und fordert zu der Frage nach den Ursachen für seine Wandlungen heraus. Dabei kann sich eine Studie zu seiner Persönlichkeit nicht auf die Analyse seiner historischen Schriften beschränken, äußerte Kern sich doch auch öffentlich zu politischen Fragen und wollte Einfluss auf politische Entwicklungen nehmen. Um Kerns Wirken zu verstehen, gilt es die



Fritz Kern | 1943 | Dorothea Bleibtreu

wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Kontexte zu beleuchten, in denen sich seine Tätigkeiten vollzogen und durch die seine Arbeit beeinflusst wurden. So müssen Netzwerke und »Denkkollektive«² herausgearbeitet werden, in denen Kern sich bewegte, denn nur über diesen Weg kann es uns gelingen, über die Biographie von Fritz Kern hinaus zu allgemeineren Aussagen zur »geistigen Situation der Zeit« zu gelangen³.

Dieser Beitrag kann der Persönlichkeit von Fritz Kern nicht in allen ihren Facetten gerecht werden. Er verfolgt vielmehr das Ziel, seinen Weg zum Gründungsvater des Instituts für Europäische Geschichte nachzuzeichnen⁴, seine Beweggründe für die intellektuelle und wissenschaftliche Ausrichtung des Instituts zu analysieren und die Persönlichkeit aus seiner Zeit heraus zu verstehen. Das Interesse für die Biographie von Fritz Kern ist nicht neu, denn schon seine Weggefährten unternahmen den Versuch, seinen Beitrag zur Geschichtswissenschaft zu würdigen⁵. In der Folge erschienen quellengestützte Studien, die einen tieferen Einblick in den Werdegang und in das Wirken von Kern ermöglichten⁶. Neue Einsichten in seine Schweizer Exiljahre zwischen 1945 und 1948 bieten nun seine Personalakte aus dem Schweizerischen Bundesarchiv in Bern und eine Korrespondenz aus dem Schweizerischen Literaturarchiv.

Familiäre Herkunft und persönlicher Werdegang

Fritz Kern wurde am 28. September 1884 in Stuttgart als Sohn des späteren württembergischen Staatsrates Hermann Kern und seiner Frau Marie geboren und hatte zwei Geschwister. Nach seinem Abitur am Karls Gymnasium seiner Geburtsstadt begann er ein Studium der Rechtswissenschaften an der Universität Lausanne im Jahre 1902, wechselte aber schon im folgenden Jahr an die Universität Tübingen, wo er sich nun den Geschichtswissenschaften widmete. Zwischen 1904 und 1906 studierte er an der Universität Berlin und erhielt über seinen späteren Doktorvater Michael Tangl erste Einblicke in die Edition von historischen Dokumenten durch die Monumenta Germaniae Historica (MGH). So wurde er mit einer hilfswissenschaftlichen Arbeit zu notariellen Urkundentexten bzw. den Schriften auf den Rückseiten von Dokumenten promoviert⁷, die bis heute zu den wenigen Studien auf diesem Feld zählt⁸. Zwischen 1906 und 1909 unternahm er ausgedehnte Archivreisen nach Italien, Frankreich und England im Auftrag der MGH, die ihm aber auch die Möglichkeit boten, Material für seine eigenen Forschungen zu sammeln.

Starke Aufmerksamkeit erfuhr seine Habilitationsschrift zu den *Grundlagen der französischen Ausdehnungspolitik* aus dem Jahre 1910, die er am 10. Februar

1909 an der Universität Kiel verteidigt hatte⁹. Ausländische Kollegen wie der belgische Historiker Henri Pirenne zollten ihm durchaus Anerkennung für sein gelehrtes Werk, doch grenzt er sich mit seiner Kritik an Kern von der deutschen Historiographie ab. Pirenne zeigt sich überrascht, dass Kern nur den französischen Expansionsdrang in Richtung Osten thematisiert, doch über die Auseinandersetzungen zwischen den Kapetingern und England kein Wort verliert. So entstehe beim Leser der Eindruck, dass sich die französische Außenpolitik einzig gegen Deutschland gerichtet habe, obwohl doch die Hauptanstrengungen auf dem Zurückdrängen des englischen Besatzers gelegen hätten und der französische Patriotismus im Mittelalter stets antienglisch und nicht antideutsch gewesen sei. Zudem zweifelt Pirenne daran, dass die harschen Proteste gegen die französischen Annexionen im Osten nationale Motive auf Reichsseite besaßen. Er unterstellt Kern politische Beweggründe für seine Interpretationen, könne doch zu diesem Zeitpunkt noch nicht von einem deutschen Nationalgefühl gesprochen werden¹⁰. Der Historiker Wolfgang Freund sieht daher in Kerns Habilitationsschrift ein frühes Referenzwerk für die Westforschung nach dem Ersten Weltkrieg, die auf der konstruierten »übergeschichtliche[n] Ausdehnungspolitik der Franzosen«¹¹ aufbauen konnte, um eine Revision der im Versailler Vertrag festgelegten Grenzveränderungen historisch zu untermauern.

Nachdem er 1913 zum außerordentlichen Professor in Kiel ernannt worden war, erhielt er 1914 – unter maßgeblichem Einfluss des staatszentrierten Historikers Georg von Below¹² – den Ruf auf den Lehrstuhl für mittlere und neuere Geschichte an der Universität Frankfurt. Sein Freund von Below gehörte zu den vehementesten Gegnern des Kultur- und Universalhistorikers Karl Lamprecht in dem Methodenstreit innerhalb der deutschen Geschichtswissenschaft (»Below-Lamprecht-Streit«), so dass die – schließlich aber gescheiterte – Bewerbung Kerns um die Nachfolge Lamprechts in Leipzig¹³ eine pikante Note besitzt.

Als Kern im Oktober 1914 in der Mainmetropole ankam, stand die Welt schon im Krieg, und er sah sich »plötzlich vom Subjekt zum Objekt geworden«. Diese Zäsurerfahrung ließ ihn zu einem »politischen Professor«¹⁴ werden, der sich zunehmend von der mittelalterlichen Geschichte abwandte und sich immer stärker für die neueste Geschichte interessierte. In den Jahren 1914/15 reiste er im Auftrag des Auswärtigen Amtes nach Rom, Konstantinopel, Bukarest, Wien und Brüssel. Darüber hinaus hatte er sich ehrenamtlich verpflichtet, das Archiv beim »Nachrichten-Offizier Berlin der Obersten Heeresleitung« aufzubauen und zu beraten.

Bis zum Ersten Weltkrieg war Kerns wissenschaftliches Schaffen von einer breiten Publikationstätigkeit geprägt gewesen. Nach Büchern über die *Humana Civilitas*, *Dante* und die Ausgabe der *Acta Imperii, Angliae et Franciae* (1267–1313), die bereits sein Interesse für universalhistorische Fragestellungen dokumentierten,

EIN MEISTER DES SPAGATS

DIE METAMORPHOSEN DES MARTIN GÖHRING

Heinz Duchhardt

Dass er einmal eine Universität besuchen, promoviert und habilitiert werden, Bücher schreiben, Professor werden, einen Lehrstuhl bekleiden – sozialstatistisch gesehen in der Zwischenkriegszeit ein höchst seltener Fall! – und ein Forschungsinstitut leiten würde, ist ihm mit Sicherheit nicht an der Wiege gesungen worden¹. Diese Wiege – sofern der elterliche Haushalt über ein solches Requisit verfügte – stand in einem bescheidenen Bauernhaus in einem Dörfchen am Fuß der Schwäbischen Alb, in Ostdorf, und die am Ende fünfköpfige Familie – eine ältere und eine jüngere Schwester rundeten das Kinderterzett ab – war weit davon entfernt, zur lokalen »Ehrbarkeit«, also zu den Honoratioren des Dorfes zu zählen. Die Kinder sind früh in den kleinbäuerlichen Betrieb eingespannt worden, und bei Martin hatte das auch die Konsequenz, dass die örtliche Volksschule keinesfalls Priorität genoss, vielmehr nebenher mitlief und er – der Familienüberlieferung nach – durchgehend zu den schlechtesten Schülern zählte. Zum Schlüsselerlebnis wurde – erst etliche Jahre nach Schulabschluss, die er mit der Mithilfe in der elterlichen Landwirtschaft und mit Gelegenheitsarbeiten in der und für die Gemeinde verbrachte – sein näherer Kontakt mit dem örtlichen evangelischen Pfarrer, der ihm die Welt der Bücher erschloss, der wohl erkannte, dass weit mehr »Potential« in diesem Dorfjungen steckte, als alle glaubten, und der Kontakte zu württembergischen Organisationen anbahnte, die junge Leute aus »bildungsfernen« Regionen über den »Zweiten Bildungsweg« zum Abitur (oder einem anderen berufsbezogenen Abschluss) führen wollten. Mit ihrer Hilfe, durch Selbststudium mittels »Lehrbriefen« und dann auch dem zweijährigen Besuch einer Oberrealschule in Esslingen erlangte Göhring tatsächlich 1927 die Hochschulreife, seines alles andere als »stromlinienförmigen« Lebenslaufs wegen somit erst im Alter von 24 Jahren. Unmittelbar danach begann er – für einen Württemberger: natürlich an der Landesuniversität Tübingen – sein Studium, das der Geschichte, der Germanistik und der Anglistik (die dann mehr und mehr zurücktrat),



Martin Göhring | vor 1968 | IEG

ehe er schon nach drei Semestern an die Sorbonne nach Paris wechselte. 1928 war das nichts Selbstverständliches: die »Großwetterlage« war zwischen den beiden Nachbarvölkern auch zehn Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkriegs noch von tiefen Animositäten und Spannungen geprägt, und es gehörte einiger Mut dazu, sich als ein junger Mann, der nicht neun Jahre Französisch auf der Schule gelernt hatte, sofort in die Kurse der bedeutenden Revolutionsforscher wie Albert Mathiez und Georges Lefèbvre zu begeben – und darin zu bestehen! Jedenfalls kehrte Göhring nach einem Studienjahr, in dessen Verlauf er auch bereits die Pariser Bibliotheken und Archive frequentierte, voll neuer Erkenntnisse und neuer Denkanstöße nach Deutschland zurück: auf Anraten Mathiez', der in Paris zu seinem Mentor geworden war, aber nicht wieder nach Tübingen zu dem dortigen Revolutionskenner Adalbert Wahl, den er während seines Tübingen-Studium schon näher kennengelernt (und wohl weniger: zu schätzen gelernt) hatte, sondern nach Halle zu Otto Becker, dessen Dissertation *Die Verfassungspolitik der französischen Regierung bei Beginn der großen Revolution* (1910) auch in Frankreich (positiv) rezipiert worden war.

Otto Becker, 18 Jahre älter als Göhring und Schüler von Max Delbrück, ein Mann, der bis dahin schon einen aufregenden Lebensweg hinter sich gebracht hatte, sollte über die nächsten 25 Jahre hinweg zum eigentlichen Mentor Göhrings und Betreuer nicht nur seiner Dissertation, sondern auch seiner Habilitationsschrift werden². Göhring folgte ihm, als Becker 1931 aus Halle nach Kiel weiterzog, kam allen seinen Ratschlägen nach, was die Gestaltung seiner Qualifikationsschriften und sein öffentliches Auftreten betraf – und auch wenn er mit Kritik an Göhrings Wissenschaftssprache und anderen Anfängerproblemen nicht sparte und ihn sich längere Zeit nicht wirklich als Hochschullehrer vorstellen konnte: am Ende setzte der »Netzwerker« alle seine weitgespannten, bis in die Ministerien reichenden Verbindungen ein, um Göhring als seinen Nachfolger in Kiel zu installieren. Wie häufig, ging auch in diesem Fall der Wunsch des Vorgängers, seinen Schüler auf den eigenen Lehrstuhl berufen zu lassen, nicht in Erfüllung. Dazu – und man kann die Entscheidung der Kieler Berufungskommission und des zuständigen Ministeriums durchaus nachvollziehen – fehlte dem Württemberger letztlich dann auch in seinen Schriften die fachliche Breite. Denn sein Doktorvater hatte nicht nur – sehr früh übrigens – mit ihm eine auf französischem Aktenmaterial fußende Dissertation über die Ablösung der Feudalität durch die Revolution vereinbart, die 1932 *magna cum laude* von der Kieler Fakultät angenommen wurde, sondern dann auch eine zweite große Studie aus dem Kontext der Französischen Revolution betreut, die 1937 als Habilitationsschrift eingereicht und approbiert wurde: über das Phänomen der Ämterkäuflichkeit, die für die Revolutionäre ja zu einem ganz besonders ärgerlichen Stein des Anstoßes werden sollte. Zwischen diesen beiden Qualifikationsschriften hatte Göhring, der nach der Promotion mit einer vom Deutschen Akademischen

Auslandsdienst getragenen Finanzierung für ein Jahr als Deutschlehrer nach Nîmes an das dortige *Lycée national* gegangen war, zudem noch eine biographische Studie über einen evangelischen Pastor, Menschenrechtler und Revolutionspolitiker aus dem Languedoc publiziert. Nimmt man seine späteren Bücher bis zu der Kieler Vakanz, von denen noch die Rede sein wird, hinzu, war Göhring bis zum Beginn der 1950er Jahre »nur« auf dem Gebiet der Französischen Revolution und ihrer Vorgeschichte ausgewiesen – und das war der Kieler Berufungskommission, von manch anderen Gründen abgesehen, zu wenig, um ihm die Becker-Nachfolge anzutragen.

Nach seiner Promotion und dem sich anschließenden Auslandslehrer-Jahr in Nîmes, um zur Chronologie zurückzukehren, zog es Göhring, seit längerem von einer Stuttgarter Stiftung finanziert, mit Macht wieder zu den Pariser Archiven und Bibliotheken zurück. Hier sammelte er nicht nur das Material für seine Habilitationsschrift, sondern trat Anfang 1935 auch in die NSDAP ein, was ihm im Blick auf seine geplante akademische Karriere von verschiedenen Vertrauenspersonen mehr oder weniger deutlich nahegelegt worden war. Auch wenn sich Göhring in den Parteigremien nicht über die Maßen engagierte: er wurde letztlich zu einem Profiteur des Systems, denn die der erfolgreichen Habilitation folgende Einweisung in eine (besoldete) Dozentur in Halle und die Übernahme der regelmäßigen Berichterstattung über Neuerscheinungen aus seinem Fachgebiet in der (inzwischen gleichgeschalteten) *Historischen Zeitschrift*, der angesehensten deutschen Fachzeitschrift, wären ohne das Parteibuch nicht vorstellbar gewesen. Erst recht traf das für seine Abordnung in die Archivkommission des Auswärtigen Amtes zu, die seit 1940 systematisch und im breiten Zugriff die zentralen Archive der westlichen Nachbarstaaten Deutschlands nach Materialien durchforstete, die die germanischen Wurzeln bestimmter Regionen und die Perfidie Frankreichs gegenüber Deutschland belegen sollten. Göhring arbeitete mehr oder weniger kontinuierlich in den Pariser Archiven, kam wohl auch seinen konkreten Aufgaben, die sich auf die Akten der Pariser Botschaften im europäischen Ausland im 20. Jahrhundert bezogen, pünktlich nach, nutzte aber auch die Chance, in anderen Fonds zu »wildern« und Archivalien für seine ganz privaten zukünftigen Forschungen zu erheben und nach Deutschland zu verbringen.

Und natürlich wäre seine Berufung auf eine Professur für »Politische Auslandskunde, insbesondere Westeuropas« an der »Reichsuniversität« Straßburg ohne Mitgliedschaft in der NSDAP nur ganz schwer vorstellbar gewesen. Nachdem ihn nach Kriegsbeginn verschiedene Konstellationen beschäftigt hatten, möglichst bald den ersehnten Lehrstuhl an einer deutschen Universität zu erlangen, nahm er 1943 sehr gerne einen Ruf auf die – freilich »nur« außerordentliche – Professur in Straßburg an – die es ihm im Übrigen auch erlaubte, seine Tätigkeit für die Archivkommission in Paris fortzusetzen und seine Präsenz in Straßburg auf zwei Tage in jeder zweiten Woche zu beschränken. Er lehrte dort neben (unter anderem)

EUROPA IM RÜCKSPIEGEL

ERINNERUNGEN VON HEINZ DUCHHARDT, DIREKTOR DER
ABTEILUNG FÜR UNIVERSALGESCHICHTE VON 1994 BIS 2011

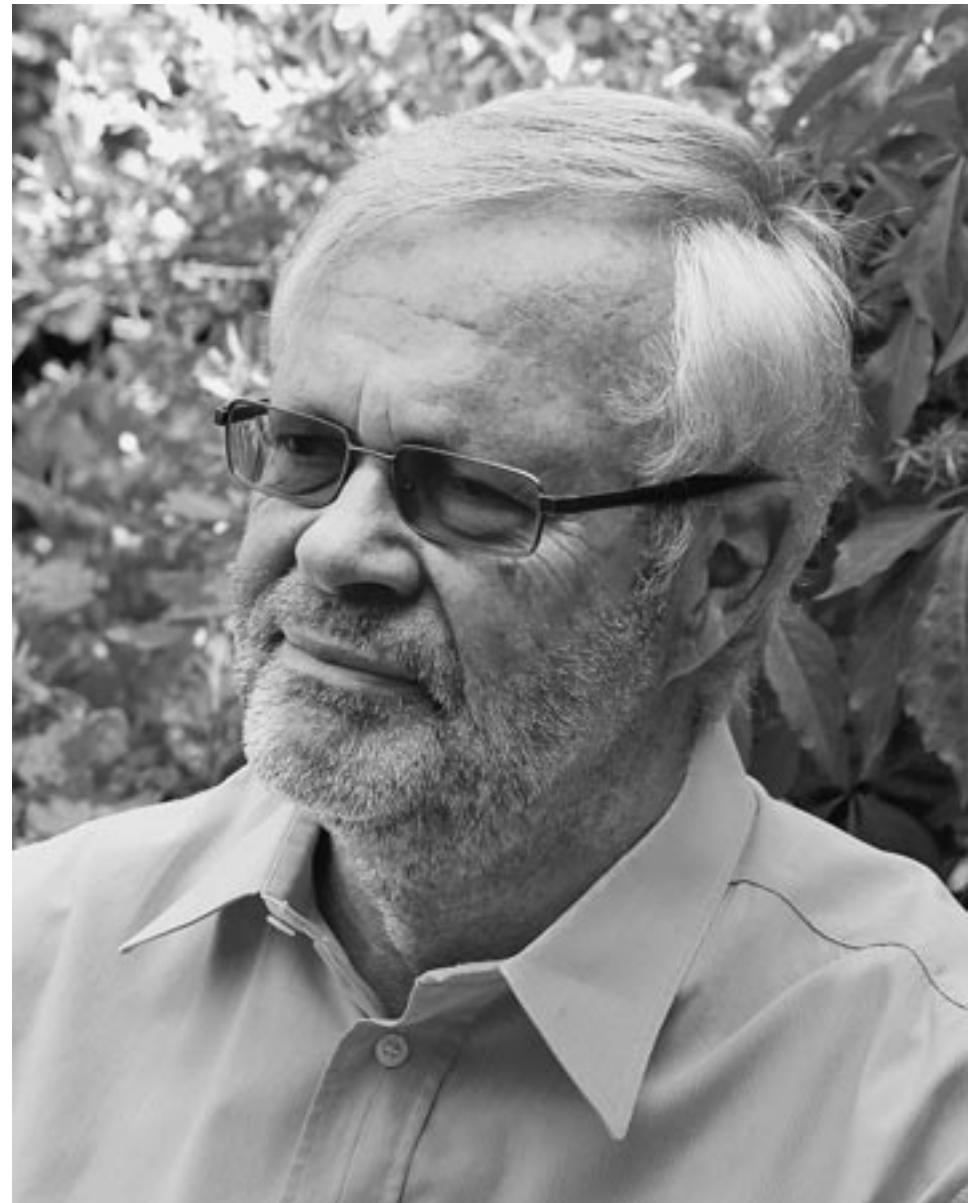
Interview geführt von Joachim Berger

Wann und wie kamen Sie das erste Mal in Kontakt mit dem Institut für Europäische Geschichte?

Heinz Duchhardt: Wann ich zum ersten Mal in Kontakt mit dem Institut gekommen bin, kann ich nicht ganz präzise sagen. Ich war als Doktorand seit ca. 1967 häufiger im Institut, weil dort sehr gehaltvolle Vorträge sowohl prominenter wie aufstrebender Historiker zu Gehör kamen. Zu solchen Vorträgen zu gehen war damals für meinen engeren Freundeskreis von Ko-Promovenden eine Selbstverständlichkeit, wenn sich denn schon einmal die Chance eröffnete, internationale und nationale Wissenschaftler von Gewicht zu erleben – das Historische Seminar der Universität war aus finanziellen Gründen damals kaum in der Lage, ein Gastvortragsprogramm aufzuziehen. Ab und zu haben im Institut beispielsweise Amerikaner gesprochen oder sogar jemand aus der DDR, was damals ausgesprochen selten war. Diese Institutsvorträge fanden immer freitags abends statt. Und ich erinnere mich, dass ich bei diesen Gelegenheiten zum ersten Mal mit Frankfurter Historikern wie Friedrich Hermann Schubert, Klaus Zernack und Notker Hammerstein oder auch Volker Press und Peter Moraw [damals beide Gießen] zusammenkam, und mit etlichen anderen – deutschen und auch ostmitteleuropäischen – Wissenschaftlern, die mit ihren Forschungsprojekten dem Institut nahestanden.

Sie waren in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren Doktorand und Habilitand an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Wie waren damals eigentlich die Beziehungen zwischen Institut und Universität?

Heinz Duchhardt: Die Beziehungen zwischen dem Institut und der Universität Mainz waren in der Zeit, in der ich dort promoviert wurde und in der ich mich habilitiert



Heinz Duchhardt | 2017 | © Heinz Duchhardt/Piper Verlag

habe, eher locker, um es dezent zu formulieren. Die Institutsvorträge wurden zwar im Historischen Seminar plakatiert, aber das war es dann auch schon. Es gab keinen intensiven Austausch zwischen beiden Einrichtungen. Ich habe nicht in Erinnerung, dass sich während meines Studiums einmal ein Doktorand auf ein Stipendium des Instituts beworben hätte. Wenn überhaupt, dann beruhte der Austausch auf persönlichen Beziehungen. Auch die Kontakte zwischen dem Lehrpersonal des Historischen Seminars der Universität und dem Institut waren eher schwach entwickelt, bedingt natürlich auch dadurch, dass keiner der damaligen Direktoren mit der Mainzer Universität verbunden war. Dass 1966 gleich zwei Mainzer Dozenten Vorträge am Institut hielten, wurde als eine kleine Sensation empfunden.

Die große Ausnahme war der Osteuropahistoriker Gotthold Rhode [1916–1990]. Rhode hatte damals sein Institut in den Räumen der Domus Universitatis und hat oft als Institutsdirektor und als Leiter der Gesellschaft für Osteuropakunde und anderer Einrichtungen gemeinsame Veranstaltungen mit dem Institut für Europäische Geschichte durchgeführt. Sie fanden zum Teil in der Universität, aber auch im Institut statt. Nicht regelmäßig, aber doch fallweise habe ich sie auch besucht. Rhode war lange der Einzige, der einen ständigen Kontakt mit dem Institut gepflegt hat, bis später in meiner Assistentenzeit auch Hermann Weber den Kontakt zum Institut zu suchen begann. Ich habe Rhode übrigens erlebt als Großordinarius im wahrsten Sinne des Wortes, der durch die Entwicklung der rechtlichen Fundamente der Universität und des ganzen Wissenschaftssystems erkennbar aus der Bahn geworfen wurde. Er konnte es einfach nicht ertragen, dass die Ordinarien-Universität zu ihrem Ende kam und man auch bisher im Abseits positionierte Kollegen in Leitungsfunktionen miteinbezogen hat.

Damals unter Karl Otmar von Aretin hatte das Institut einen Schwerpunkt in der Erforschung des Alten Reichs. Welches Bild vom Heiligen Römischen Reich in der Frühen Neuzeit war bis in die 1960er Jahre gängig?

Heinz Duchhardt: Das Bild, das damals in den 60er Jahren, als ich in Mainz studierte – in Bonn, wo ich kurzzeitig studierte, sah das schon ein wenig anders aus –, vom Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation in der Universität, aber auch in der Öffentlichkeit vorherrschte, war noch mehr oder weniger das der Zwischenkriegszeit. Es war das alte Bild vom Reich als »Flickenteppich«, der fremden politischen Einflüssen Tür und Tor geöffnet habe und es letztlich verhindert habe, dass sich aus diesem vormodernen Gebilde ein moderner Nationalstaat entwickelte. Dies war eben das große Ideal des 19. Jahrhunderts, und alle Welt war davon überzeugt, dass Deutschland deshalb gegenüber den anderen Staaten in Rückstand geraten sei – ein Rückstand, der dann, so glaubte man, erst mit der Gründung des Kai-

serreichs 1871 wieder wettgemacht worden war. Es ist also ein sehr archaisches Bild, das durchaus auch noch, wenigstens unbewusst, Züge der NS-Propaganda geatmet hat. Man darf nicht vergessen, dass einige meiner akademischen Lehrer ja nicht nur in der NS-Zeit studiert und sich qualifiziert hatten, sondern sich durchaus auch mit dem Nationalsozialismus akkommodiert hatten. Und das war dann nur schwer zu verändern. Ich weiß schon, wovon ich rede, da auch Personen, die mir relativ nahestanden, in mancher Hinsicht noch den alten Geist geatmet hatten.

Wodurch und wie hat sich dieses Bild vom Alten Reich dann allmählich geändert?

Heinz Duchhardt: Seit der Mitte der 1950er Jahre setzte eine Art Neubewertung des Reiches ein. Man erkannte jetzt, nicht überall, aber doch zunehmend, dass das Reich vor 1806 eine Rechts- und Friedensordnung gewesen war, die im Prinzip keine Machtpolitik kannte, sondern auf Verrechtlichung aller Konflikte setzte, auf ein subtiles Gleichgewicht von Krone und Ständen, auf ein funktionierendes Rechtssystem und verschiedene andere Komponenten dieser Art. Für diese Neubewertung des Reiches stand eine Kohorte von Historikern, die meisten um 1920 oder wenig später geboren, die also allesamt durch die Schule des NS-Staates gegangen waren und sich schon von dieser Erfahrung her nach 1945 von den überkommenen Denkmustern lösen wollten. Das waren Historiker wie Rudolf Vierhaus und Heinrich Lutz, Friedrich Hermann Schubert und Fritz Dickmann oder auch der Kirchenrechtler Martin Heckel. Und zu diesen Pionieren der neuen Reichsgeschichtsforschung zählte eben auch Karl Otmar Freiherr von Aretin, seit 1968 Direktor des Instituts in der Abteilung für Universalgeschichte, die im Jahr zuvor (1967) seine Göttinger Habilitationsschrift über das Reich in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts publiziert hatte. Es waren also markante Monografien gewesen, die zu einem Umdenken geführt haben, und neue methodische Reflexionen. Hier will ich noch einmal Peter Moraw und Volker Press erwähnen – vor allem Moraw hat das späte Mittelalter und auch den Beginn der Neuzeit in eingängigen Metaphern und thesenartigen Zuspitzungen neu gefasst, die überzeugten und die meine Generation als eine Art Aufruf ansah, sich bei der Bewertung dieses Phänomens »Altes Reich« neu zu orientieren.

Das Institut war mit Karl Otmar von Aretin an dieser Neubewertung des Alten Reichs entscheidend beteiligt.

Heinz Duchhardt: 1975 hat Aretin zusammen mit anderen Kollegen aus Gießen und Mainz ein großes Projekt bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft eingeworben und vom Institut aus koordiniert. Es war als Forschungsschwerpunkt

AMTSZEITEN DER DIREKTORIN UND DER DIREKTOREN

Abteilung für Abendländische
Religionsgeschichte

Abteilung für
Universalgeschichte

	1950	Fritz Kern 1950
Joseph Lortz 1950–1975	1960	Martin Göhring 1951–1968
	1970	
Peter Meinhold 1976–1981	1980	Karl Otmar von Aretin 1968–1994
Peter Manns 1981–1990	1990	
Gustav Adolf Benrath 1991–1993 (kommissarisch)		
Gerhard May 1994–2004	2000	Heinz Duchhardt 1994–2011
Irene Dingel seit 2005	2010	
	2020	Johannes Paulmann seit 2011